

## Rechtsextremismus

SUSANNE RIPPL

DIRK BAIER

KLAUS WAHL (Hrsg.), *Skinheads, Neonazis, Mitläufer. Täterstudien und Prävention*. Opladen: Leske + Budrich 2003, 292 S., br., 24,90 €

Die Rechtsextremismusforschung in Deutschland ist – wie die besprochenen Arbeiten zeigen – ein vitales aber auch sehr heterogenes Forschungsfeld. *Klaus Wahl* und seine Kollegen legen eine Analyse zu biografischen Hintergründen, strukturellen Bedingungen und Motivationen fremdenfeindlicher, antisemitischer und rechtsextremistischer Tatverdächtiger und Straftäter in Deutschland vor, die im Auftrag und auf Anregung des Bundesministeriums des Innern entstanden ist. Datengrundlagen der drei Studien sind eine Analyse von Gerichtsurteilen, Interviews mit fremdenfeindlichen Gewalttätern und die Auswertung einer Vollerhebung von Polizeiakten eines Jahres. Die Studien der Gerichtsurteile und der Polizeiakten stellen eine Replikation der vielbeachteten, Anfang der 1990er-Jahre durchgeführten Studie von *Helmut Willems* und Mitarbeitern (Universität Trier) dar. Die Daten bieten dabei einen mehrperspektivischen Blick auf die Täter, der die Sicht der Justiz, der Polizei und der Täter selbst einschließt. Theoretischer Ausgangspunkt der Studie ist – so *Wahl* – eine „biopsychosoziale“ Perspektive auf die Entwicklung menschlichen Verhaltens, wobei damit weniger die konjunkturellen Schwankungen im Ausmaß rechtsextremer Gewalttaten im Mittelpunkt stehen, sondern der relativ konstante „Sozkel“. Dementsprechend stehen lebensgeschichtlich und „stammesgeschichtlich“ also in der Biografie bzw. in der Evolution erworbene psychologische Mechanismen im Vordergrund des Interesses bei der Erklärung rechtsextremer

Gewalt. Die Analyse der Gerichtsurteile leidet, so die Autoren, jedoch unter ihrer fraglichen Qualität: Zum einen ist die Grundgesamtheit unklar, zum anderen handelt es sich um Daten, die das Ergebnis „vielfältiger und verflochtener Konstruktionen und damit verbundener Selektionsleistungen“ der polizeilichen und justizbezogenen Verarbeitung sind. Vor diesem Hintergrund sind die erzielten Erkenntnisse zu bewerten, die aber letztlich kaum von den Befunden der Trierer Studie abweichen.

Aus der Sicht der Justiz sind die Täter ledige, junge Männer, die sich zum großen Teil in Arbeit oder Ausbildung befinden und meist aus „geordneten“ Familienverhältnissen stammen; drei viertel aller Taten geschehen im Gruppenkontext, Alkohol spielt oft eine Rolle. Wie bereits *Willems* u. a. (1993) festgestellt haben, gibt es hinsichtlich der Verfestigung rechter Orientierungen und der Gewaltbereitschaft unterschiedliche Tätertypen. Häufig existiert bereits eine Gewaltkarriere, bevor es zur Politisierung der Aggression kommt. Zu den theoretisch aufgeworfenen Fragen finden sich in diesem Teil der empirischen Analyse kaum Antworten. Im zweiten Teil der Studie werden die Ergebnisse der Interviews mit den Gewalttätern berichtet. Die biografischen Informationen beruhen dabei auf der retrospektiven Betrachtung der Täter. Verfolgt man die Entwicklungspfade, fällt ein erhöhtes Aggressionspotenzial der Täter bereits in der Kindheit auf. In der beginnenden Jugendphase tritt zunehmend delinquentes Verhalten auf, sowie ein problematischer Umgang mit Fremden. Eltern und Freunde fördern diese Einstellungen und Verhaltensweisen durch gewaltbelastete Beziehungen und fremdenfeindliche Haltungen. In vielen Fällen zeigt sich eine emotionale Verhärtung der Täter. Die Familienstruktur allein gibt keinen Hinweis auf diese Entwicklung. Allerdings zeigt sich ergänzend zu den Befunden der Gerichtsakten, dass bei der Mehrzahl der Täter die Beziehungsqualität zu den Eltern oder zumindest zu einem Elternteil häufig nachhaltig gestört und gewaltbelastet ist, was (so *Wahl*) in Interaktion mit biologischen Anlagen zu Aggressivität führt und bei einem Großteil der Täter eine zentrale Ursache für die Entwicklung zum fremdenfeindlichen Gewalttäter ist. Abschließend werden die Ergebnisse der Polizeiaktenstudie vorgestellt. Auch hier wird auf die begrenzte Qualität der Daten hingewiesen. Im Vergleich zur Trierer Studie finden sich kaum Unterschiede bezüglich der Struktur der Tatverdächtigen. Erwähnenswert scheint einzig, dass die Anzahl weiblicher und höher gebildeter Täter zugenommen hat; allerdings verbleibt sie auch weiterhin auf niedrigem Niveau. Insgesamt bieten *Wahl* und Kollegen in der Tat einen multiperspektivischen Blick – allerdings erweisen sich die Informationen der nicht unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten erhobenen Daten als recht begrenzt. Mit diesen werden bekannte Befunde weitestgehend repliziert, eine gewisse Stabilität der Strukturen seit Anfang der 1990er-Jahre wird sichtbar. Der formulierte theoretische Anspruch kann jedoch nicht eingelöst werden – auch die qualitativen Daten bringen hierfür keine wirklich neuen Informationen, zumindest keine, die geeignet sind, die biologisch-evolutionäre Sichtweise zu überprüfen. Allerdings werden Ergebnisse anderer Studien, die die Bedeutung der Lebensgeschichte von Gewalttätern herausarbeiten, bestätigt. Die Studie bietet damit einen guten Einblick, wenn es um die Beschreibung fremdenfeindlicher Gewalttaten und ihrer Entstehung geht. Diese Befunde sind allerdings für den bereits gut informierten Leser nicht neu.

BIRGIT ROMMELSPACHER, „Der Hass hat uns geeint“. Junge Rechtsextreme und ihr Ausstieg aus der Szene. Frankfurt a. M.: Campus 2006, 246 S., kt., 19,90 €

*Birgit Rommelspacher* befasst sich mit jungen Rechtsextremen, die in entsprechenden Gruppierungen aktiv waren und „ausgestiegen“ sind. Datengrundlage sind Interviews, die von der Autorin selbst geführt wurden, sowie Biografien, in denen die Aktivist:innen selber über ihre Erfahrungen berichten. Das Material konzentriert sich nur auf Aussteiger; Interviewausschnitte mit diesen werden zur Stützung der Argumentation herangezogen, ohne dass die Methodik der Auswertung allerdings explizit gemacht wird. Das Buch gliedert sich in sehr verschiedene Teile, wobei sich die Kapitel 1 und 2 mit dem Einstieg und die Kapitel 6 und 7 mit dem Ausstieg befassen und damit Auswertungen darstellen. In Kapitel 3 befasst sich *Rommelspacher* mit der Ideologie und der Organisation des Rechtsextremismus in Deutschland, in Kapitel 4 mit dem Rechtsextremismus der „Mitte“, den sie insbesondere anhand der Ergebnisse quantitativer Survey-Studien identifiziert. In Kapitel 5 stellt sie den dominanztheoretischen Ansatz vor, den sie schon in früheren Publikationen entwickelt hat. Diese verschiedenen Teile stehen dabei nur in lockerer Verbindung zueinander, die Kapitel 3 bis 5 stellen letztlich Zusammenfassungen des Forschungsstandes in diesen Bereichen dar, wobei die Literaturliste – wie auch in den anderen Kapiteln – oft selektiv erscheint. Diese Selektivität ist besonders auffällig bei den Kapiteln zum Ein- und Ausstieg, in denen nahezu keine Bezüge zu existierenden Forschungsergebnissen hergestellt werden.

Ausgangspunkt der Überlegungen von *Rommelspacher* ist die Frage nach der Beziehung zwischen dem Rechtsextremismus der „Mitte“ und dem des „Randes“. Sie arbeitet enge Verbindungen zwischen der „Mitte“ – also der politischen Kultur Deutschlands – und der Entwicklungen am Rand heraus und stellt die These auf, dass die Bearbeitung als psychologisches Problem (Sozialisationsdefizit) oder soziales Problem (Desintegration- und Deprivationstheorie) den Rechtsextremismus entpolitisiert, als Randphänomen verharmlost und den Blick auf problematische Orientierungen in der Mitte der Gesellschaft verstellt. Diese Analyse rahmt sozusagen die Untersuchung der Ein- und Ausstiegsprozesse. Das politische Klima gilt dabei als wichtige Gelegenheitsstruktur, das den Einstieg in die rechte Szene begünstigt oder erschwert. Der Einstieg ist – so *Rommelspacher* – oft gekennzeichnet durch die Suche nach Anerkennung und der Entlastung von den „Mühen der Individuation“, die gerade in der Adoleszenz anstehen. Rechte Gruppierungen bieten dabei im Unterschied zu anderen Gruppen die Möglichkeit, über die Provokation des Systems Größenfantasien auszuleben. Der Einstieg erfolgt insbesondere bei den jüngeren Einsteigern oft auf unpolitischer Ebene. Die Jugendlichen werden erst nach und nach politisiert. Der familiäre Hintergrund ist unterschiedlich, vielfach – aber nicht immer – zerrüttet; meist finden sich bereits rechtsextreme Einstellungen im familialen Kontext. Durch die absolute Überhöhung der Eigengruppe setzt sich eine unmenschliche und empathielose Haltung gegenüber „Minderwertigen“ durch. Unmittelbarster Ausdruck des Dominanzanspruches ist dabei die Gewalt. Rechte Gruppen bieten die Möglichkeit, bereits vorhandene Aggressivität auszuleben; andererseits mobilisieren sie aber auch Gewalt.

Ausstiegsprozesse stellen gleichfalls langfristige Entwicklungen dar, da die Aktivist:innen alles aufgeben müssen, was ihr bisheriges Leben bestimmt hat („Zusammenhalt, Kleidung, Weltbild, Familienersatz, Schutz“). Zu überwinden ist beim Ausstieg die bewusst gewählte, gesellschaftliche Außenseiterrolle; Aussteiger haben also kaum soziale Beziehungen außerhalb der Gruppe, die sie in diesem Prozess unterstützen könnten. Der Ausstieg geht oft mit der Phase des Er-

wachsenwerdens einher und der Ablösung von jugendkulturellen Formen der Gemeinschaftsbildung. Es wird Bilanz der bisherigen Aktivitäten gezogen, „Erfolge“ und „Helden“ werden zunehmenden anhand der eigenen Erfahrungen (Devianzkarriere) und erlebten Widersprüche in Frage gestellt, die starren Regeln und Rituale werden als Zwang empfunden. Auslöser für den Ausstieg ist dabei meist eine Beziehung zu Menschen außerhalb der Szene, die durch ihre Zuwendung die Brücke aus der Szene schlagen. Der Ausstieg kann allerdings rein äußerlich bleiben, wenn der Rechtsextremismus sich nicht ideologisch, sondern nur in der Äußerungsform verändert.

Abschließend reflektiert *Rommelspacher* Präventionsmaßnahmen und Ausstiegsprogramme. Sie verweist dabei auf ihre oftmals ambivalente Funktion in Abhängigkeit davon, in welcher Phase der rechtsextremen Karriere die Betroffenen mit diesen Maßnahmen konfrontiert werden, wobei in der Einstiegsphase die Wirkung zumeist geringer ist und oft eher Gegenteiliges bewirkt. Zudem betont *Rommelspacher*, dass viele Programme die Rolle der Ideologie und deren Verbindung zur Mitte unterschätzen. Insgesamt liefert die Studie einen facettenreichen und tiefgehenden Blick in die rechtsextreme Szene. Trotz des Fehlens von Bezügen zum Forschungsstand ergeben sich interessante Erkenntnisse. Auch wenn dabei ein klarer Bezug zum dominanztheoretischen Ansatz nicht überzeugend hergestellt wird, ist der Blick auf die Beziehung zwischen „Mitte“ und „Rand“ spannend und fruchtbar.

CORNELIA WEINS, *Fremdenfeindliche Vorurteile in den Staaten der EU*, Wiesbaden: VS Verlag 2004, 259 S., br., 33,90 €

Der Anspruch der kulturvergleichenden Studie von *Cornelia Weins* liegt erfreulicherweise nicht allein in der Deskription von Länderunterschieden, sondern in dem Versuch einer theoriegeleiteten Erklärung dieser Unterschiede durch die Kontexte, die in den jeweiligen Ländern vorzufinden sind. Lehrbuchmäßig werden Theorien expliziert, kritisch diskutiert und gegebenenfalls modifiziert, die geeignet erscheinen, Länderunterschiede zu erklären. Zentral sind dabei zwei Ansätze: zum einen gruppentheoretische Überlegungen, die in der Relation der Mehrheits- zur Minderheitsgruppe und in der makroökonomischen Lage Ursachen für die Entstehung von Vorurteilen sehen; zum anderen Überlegungen, die in den institutionellen Rahmenbedingungen der Länder, sprich in der jeweiligen Zuwanderungs- und Minderheitenpolitik wichtige Ursachen für Fremdenfeindlichkeit vermuten. Aufbauend auf diesen theoretischen Überlegungen wird ein integratives Mehrebenenmodell entwickelt, das leider nur zum Teil im Rahmen der Sekundäranalyse geprüft wird. Grundlage der empirischen Analyse sind die Daten des Eurobarometers 53 aus dem Jahre 2000.

Nach einer sehr ausführlichen Darlegung der Methodik, die dem Dissertationscharakter der Arbeit geschuldet ist, folgt die Darstellung der Ergebnisse, die an ihrer Komplexität und zu großen Detailtreue leidet und sich oft in Teilergebnissen für die einzelnen Länder verliert. Hier hätte eine Mehrebenenanalyse einen klareren Test der zentralen Kontexthypothesen erlaubt. Die stringente Argumentation des Theorieteils, die sich im Großteil auf die Erklärung der Länderunterschiede bezieht, findet sich im empirischen Teil leider nicht wieder. Auch entsteht durch die Betonung der Kontexte im Theorieteil und der nahezu reinen Betrachtung der Individualebene im Empirieteil ein gewisses Missverhältnis; der Grund hierfür, nämlich die geringe Varianzaufklärung der Unterschiede in fremdenfeindlichen Vorurteilen durch Kontextfaktoren, war bereits zu Anfang des Buchs aus anderen Studien bekannt. Beide theoretischen Ansätze (Gruppen vs. institutionelle Rahmenbedingungen) werden am Ende der

Analyse nicht bestätigt, wobei sie auch nur bedingt oder gar nicht explizit geprüft werden konnten. Im Vordergrund stehen damit Befunde der Individualebene und deren kulturübergreifende Gültigkeit: Die niedrige formale Bildung und der Konservatismus begünstigen in allen Ländern fremdenfeindliche Vorurteile; unterschiedliche Zusammenhänge zeigen sich aber z. B. für den Nationalstolz und die Berufsgruppen-Zugehörigkeit. Insgesamt leidet die Lesbarkeit der Arbeit insbesondere im empirischen Teil an ihrem Dissertationscharakter. Der Theorieteil überzeugt durch eine strukturierte und kritische Analyse des Forschungsstandes und weckt Hoffnungen auf eine bislang selten durchgeführte, international vergleichende Studie zum Thema Fremdenfeindlichkeit, die theoriegeleitet auf Ursachen auf der Ebene der Kontexte eingeht. Diese Hoffnung wird empirisch leider nicht erfüllt. Der Empirieteil enthält zwar interessante, vergleichende Zusammenhangsanalysen; diese verbleiben allerdings nur auf Individualebene und verlieren sich im Detail.

ANDREAS KLÄRNER / MICHAEL KOHLSTRUCK (Hrsg.), *Moderner Rechtsextremismus in Deutschland*. Hamburg: Hamburger Edition 2006, 344 S., gb., 35,00 €

Bei dem von *Andreas Klärner* und *Michael Kohlstruck* herausgegebenen Sammelband handelt es sich um einen Tagungsreader, der aus einem Symposium am Hamburger Institut für Sozialforschung hervorgegangen ist. Ein solches Unterfangen ist meist der Gefahr ausgesetzt, dass die versammelten Beiträge sehr heterogen sind und eine kohärente Perspektive vermissen lassen. Dies ist bei diesem Band aber keineswegs der Fall. Zwar schreiben die Herausgeber in Antizipation eines eben solchen Vorwurfs in ihrer Einführung, in der u. a. die sozialwissenschaftlichen Rechtsextremismus-Diskurse der letzten 30 Jahre kurz vorgestellt werden, dass den Beiträgen gemeinsam ist, „dass sie nicht versuchen, den Rechtsextremismus im Allgemeinen zu erklären und damit das Phänomen künstlich zu homogenisieren“ (35). Inhaltlich wird eine solche Homogenisierung tatsächlich nicht praktiziert, in der Art und Weise der Annäherung an den Forschungsgegenstand ähneln sich die Beiträge allerdings in hohem Maße, wobei zwei zentrale Themen zu identifizieren sind. Das erste kreist um die im Wesentlichen der qualitativen Forschung eigenen Annahme, im Speziellen das Allgemeine finden zu können. Dem Speziellen, und d. h. vor allem verschiedenen Fallstudien wird deshalb sehr viel Raum geschenkt. Die Fallstudien beziehen sich dabei auf sehr verschiedene Forschungsgegenstände. Zum Einen geht es dabei um Personen. Hierzu zählen die Beiträge von *Rainer Erb*, der am Beispiel des Rechtsextremisten *Christian Worch* die Ausdifferenzierung von Managerpersönlichkeiten bzw. „Bewegungsunternehmern“ beschreibt. *Christine Wiezorek* weist anhand der Rekonstruktion der Biografie eines jugendlichen rechtsextremen Gewalttäters auf den Zusammenhang zwischen Identitätssuche, Anerkennungsdefizit (insbesondere in der Familie) und Zuwendung zur rechtsextremen Szenen hin und illustriert damit erneut das Potenzial der Biografieanalyse für die Erklärung des Hineinwachsens in diese Szene. *Michaela Köttig* bezieht sich in ihren Ausführungen zur Entwicklung rechtsextremer Orientierungsmuster bei Mädchen auf knapp 40 narrative Interviews und belegt dabei gleichfalls den Stellenwert der Familie, vor allem auch der Großeltern.

Neben der Rekonstruktion persönlicher Biografien geht es andererseits um regionale Fallstudien. *Jana Klemm*, *Rainer Strobl* und *Stefanie Würtz* setzen sich mit zwei ökonomisch vergleichbaren Gebieten im Osten Deutschlands auseinander, in denen jeweils verschiedene Umgangsweisen mit Rechtsextremismus etabliert wurden. Während im ersten Gebiet Rechtsextremismus als unpoliti-

sche Jugendgewalt verstanden wird, wird er im zweiten Gebiet seinem Wesen nach als Verletzung der Menschenwürde betrachtet; letzteres Gebiet ist letztendlich durch die Wahl dieses Rahmens erfolgreicher darin gewesen, eine demokratische Stadtkultur gegen den Rechtsextremismus zu mobilisieren. In mindestens doppelter Hinsicht bilden die Analysen von *Sonja Kock* ein Pendant zur Untersuchung von *Klemm et al.*: Sie untersucht zwei rechtsextreme Hochburgen im Westen Deutschlands (Baden-Württemberg); und diese Gebiete sind ökonomisch sehr verschieden. Dennoch existieren in beiden Gebieten unter den Bewohnern Deprivationserfahrungen; hinzu kommt das Vorhandensein einer lokalen Politikkultur, die die Wahl rechtsextremer Parteien als eine legitime Form des Protests erscheinen lassen. Beides begünstigt den Wahlerfolg dieser Parteien. Die Fallstudien beziehen sich zuletzt nicht nur auf Personen und Regionen, sondern auch auf spezifische Diskurse bzw. Thematiken. *Uta Döring* zeichnet beispielsweise anhand von Auswertungen rechtsextremer Printmedien, einerseits der Qualitätspresse (FR, FAZ) andererseits, welche Karriere der Begriff „national befreite Zonen“ hin zum Unwort des Jahres 2000 durchlaufen hat. Interessant dabei ist, dass „erst nach dem Agenda-Setting in der öffentlichen Berichterstattung eine neuerliche Würdigung [...] seitens rechtsextremer Protagonisten“ (199) stattgefunden hat. *Henning Flad* widmet sich dem Handel mit rechtsextremer Musik und zeigt, dass diese Nischenökonomie für einige Personen der Szene ein reguläres Einkommen garantiert, was wiederum dazu beiträgt, die Szene durch jene Personen zu stabilisieren. *Oliver Geden* schließlich untersucht die Männlichkeitskonstruktionen im rechtsextremen Lager, wobei er auf verschiedene Informationsquellen der FPÖ zurückgreift.

Neben diesen durchweg lesenswerten, dennoch meist etwas zu ausführlich dargestellten Fallstudien besteht das zweite zentrale Thema des Bandes darin, den modernen Rechtsextremismus als eine Form der neuen sozialen Bewegung zu charakterisieren. Als solche weist er zumindest in organisatorischer Hinsicht Ähnlichkeiten mit anderen sozialen Bewegungen auf (hierzu insbesondere die Beiträge von *Andreas Klärner* und *Fabian Virchow*): Er ist weniger fest, sondern eher locker organisiert (Netzwerk); er nutzt neue Formen des zivilen, nicht gewaltförmigen Protests (Demonstrationen, Märsche); und er passt seine Ideologie an die aktuellen Entwicklungen an (Idee des „Dritten Weges“; Antiamerikanismus; Umweltschutz; 30f.). Inwieweit dadurch die Bewegung auch interessant für weniger extremistisch eingestellte Personen ist, bleibt abzuwarten; die Versuche einer taktischen Zivilisierung könnten auch „nur eine Episode in der Geschichte des Rechtsextremismus in Deutschland darstellen“ (67).

Insgesamt betrachtet kann der Band als wichtiger Beitrag zur aktuellen Rechtsextremismusforschung betrachtet werden, wobei die politikwissenschaftliche Perspektive stärker im Vordergrund steht als die sozialwissenschaftliche. Es fehlen bspw. Beiträge, die Entwicklungen im Bereich rechtsextremer Einstellungen innerhalb der Bevölkerung nachzeichnen. Dies erscheint insbesondere deshalb nachteilig, weil verschiedenen Beiträgen eine definitorische Abgrenzung des Rechtsextremismus zugrunde liegt, die sich gerade auf Einstellungen (Nationalismus, Sozialdarwinismus, Führerprinzip, Ideologie der Ungleichwertigkeit usw.) bezieht. Die Schwierigkeit der Abgrenzung bzw. der Definition von Rechtsextremismus zeigt sich allerdings zugleich im Aufsatz von *Michael Kohlstruck* und *Anna Verena Münch*, die den in Öffentlichkeit und Kriminalstatistik als rechtsextremen Vorfall eingestuft Mord an einem Jugendlichen rekonstruieren. Die Rekonstruktion des Geschehens enthüllt aber, dass das Handeln der Akteure nur bedingt ideologisch motiviert war. Mindestens genauso entscheidend sind subkulturell geprägte Männlichkeitsvorstellungen, bestehende Bezie-

hungen zwischen den Tätern selbst sowie Tätern und Opfern und zuletzt Eskalationsdynamiken. Einmal mehr wird damit der Hiatus illustriert, der die Erklärung von (rechtsextremen) Einstellungen und die Erklärung von (rechtsextremen) Verhalten trennt.

MICHAEL MÄS, *Regionalismus, Nationalismus und Fremdenfeindlichkeit*, 2005, Wiesbaden: VS Verlag, 167 S., br., 25,90 €

Das Buch von *Michael Mäs* könnte man als eine Art Gegenentwurf zum Buch von *Klärner* und *Kohlstruck* bezeichnen: Es geht ausschließlich um die Erklärung fremdenfeindlicher Einstellungen; diesem Vorhaben wird sich auf rein quantitativem Weg gewidmet; definatorische Unschärfen werden vermieden. Ziel der Arbeit ist dabei ein doppeltes: Einerseits wird eine allgemeine „Theorie zur Erklärung der Einstellungen zu Fremdgruppen“ (10) vorgestellt, wofür laut Autor nur die Rational-Choice-Theorie in Frage kommt, andererseits wird die allgemeine Theorie auf einen bestimmten Gegenstand bezogen, die Erklärung von fremdenfeindlichen Einstellungen. Die theoretischen Bausteine werden aus verschiedenen sozialpsychologischen Ansätzen abgeleitet. Ausgangspunkt der Überlegungen ist die Annahme, dass jeder Mensch danach strebt aus seinem Selbstbild einen möglichst hohen Nutzen zu ziehen. Hierfür kann er die Teile des Selbstbilds, die persönliche und die soziale Identität, verändern. Bei beiden Identitäten handelt es sich um Bewertungen von Merkmalen, die einmal auf das Individuum, das andere Mal auf Eigengruppen bezogen sind. Persönliche und soziale Identität werden stringent deshalb als Substitute erachtet, d. h. wenn soziale Zugehörigkeiten abgewertet werden, kann dies durch Veränderungen der persönlichen Identität kompensiert werden und vice versa. Auf ein geringes Selbstbild kann also durch entsprechende Strategien der Veränderung des Selbstbilds reagiert werden, wie dies bereits in der Social-Identity-Theory von *Tajfel* postuliert wurde. Veränderungen werden aber nur dann vorgenommen, wenn sie tatsächlich einen Nutzen versprechen. Um diese allgemeinen Ausführungen zu konkretisieren und damit die Randbedingungen zu benennen, die zu Selbstbild-Änderungen führen, werden sie auf den Gegenstandsbereich fremdenfeindlicher Einstellungen bezogen. Dabei werden auch auf den ersten Blick ungewöhnlich erscheinende Forschungshypothesen deduziert, so z. B. dass Regionalismus und Nationalismus nicht direkt mit Fremdenfeindlichkeit einhergehen. Diese These ist aber insofern plausibel, als Personen mit hoher Identifikation bereits ein starkes Selbstbild haben und damit keinen Nutzen aus einer Abwertung von Fremdgruppen ziehen würden. Nichtsdestotrotz werden indirekte Effekte vermutet: So müsste Regionalismus mit einem stärkeren Zugehörigkeitsgefühl zur Region und häufiger mit der Wahrnehmung eines Statusunterschieds zwischen der Region und anderen Regionen einhergehen; dies müsste wiederum die Bereitschaft erhöhen, Fremden negative Stereotype zuzuschreiben. Eine gleiche Verursachungsstruktur wird in Bezug auf den Nationalismus vermutet. Daneben werden weitere Thesen, u. a. zum Einfluss von persönlichen und politischen Kontrollüberzeugungen, aufgestellt.

Im empirischen Teil wird auf eine in zwei sächsischen Gebieten durchgeführte Längsschnitt-Untersuchung (drei Erhebungszeitpunkte mit recht hoher Mortalität) zurückgegriffen, die die Möglichkeit bietet, die Thesen mittels Pfadmodellen zu testen. Als wesentliche Verursachungsfaktoren von fremdenfeindlichen Einstellungen erweisen sich die Existenz negativer Stereotype, die Einschätzung, dass es stabile Ost-West-Unterschiede gibt und die Auffassung, politische Abläufe nicht beeinflussen zu können (politische Kontrollüberzeugungen). Regionalismus steht also tatsächlich nur in einer indirekten Beziehung zu

Fremdenfeindlichkeit. Nationalismus steht ebenfalls in keiner substanziellen, direkten Beziehung mit Fremdenfeindlichkeit; indirekte Effekte konnten hier allerdings aufgrund fehlender Indikatoren nicht getestet werden.

Beim Buch von *Mäs* handelt es sich um eine Diplomarbeit, was ungewöhnlich ist, insofern Diplomarbeiten eher selten eine Qualität aufweisen, die eine komplette Veröffentlichung sinnvoll erscheinen lassen. Im Fall von *Mäs* gibt es gute Gründe, dies zu tun: Die klare theoretische Perspektive wie die methodologische Herangehensweise sind, ob man sie teilt oder nicht, in jedem Fall erhellend. Lesenswert sind insbesondere die kleineren Exkurse wie bspw. die Kritik an der Nationalismus-Patriotismus-Theorie von *Blank* und *Schmidt*, in der auf wenigen Seiten die Schwächen dieses Ansatzes herausgearbeitet werden. Dass es sich um eine Diplomarbeit handelt, ist aber an einigen Stellen erkennbar und störend – hier wäre eine Überarbeitung für die Veröffentlichung wünschenswert gewesen. Einerseits wird u. a. auf den vierzig Seiten zur Rational-Choice-Theorie oder zu den methodischen Vorbemerkungen etwas zu viel an Lehrbuchwissen wiederholt; andererseits wird ein Sprachstil genutzt, der Vorbehalte wecken wird. Dies betrifft nicht nur die ständige Nutzung des Pronomens „ich“ oder die Verwendung von umgangssprachlichen Sätzen wie „macht keinen Sinn“ (73); auch Aussagen wie „Die entstandene Theorie ist allen mir bekannten Theorien [...] überlegen“ (145) oder „Zunächst fallen zwei handwerkliche Fehler [...] auf“ (28; Einleitung zur Kritik an der Social Identity Theory!) dürften selbst den wohlmeinenden Leser stocken lassen. Inhaltlich problematisch ist darüber hinaus mindestens zweierlei: Erstens verbleiben die theoretischen und empirischen Analysen trotz ihrer Komplexität nur auf der Einstellungsebene; die Stärke der Rational-Choice-Theorie, die vor allem in der Erklärung von Verhalten, der Verbindung von Einstellungen in Form von Präferenzen und Verhalten sowie dem aus den Verhalten sich konstituierenden Kollektivphänomenen liegt, bleibt damit unausgeschöpft. Zweitens widmet sich *Mäs* nirgends dem Verhältnis zwischen Regionalismus und Nationalismus. Dies ließe der Titel aber erwarten. Beide Identifikationen werden unabhängig voneinander betrachtet; die Frage ist aber, welche Formen des Mit- bzw. Nebeneinanders es gibt und ob diesbezügliche gruppenspezifische Auswertungen (der reine Regionalist, der Sowohl-Als-Auch-Typ usw.) weiterführend wären.

### Resümee

Die aktuelle Rechtsextremismusforschung ist – wie die besprochenen Studien zeigen – sehr heterogen; eine einheitliche Definition des Forschungsgegenstandes und eine einheitliche methodische Herangehensweise sind nicht zu erkennen. Diese Heterogenität steht in einem gewissen Widerspruch dazu, dass in allen betrachteten Büchern Ergebnisse empirischer Studien präsentiert werden: Während sich *Wahl* auf die Analyse von Gerichts- und Polizeiakten konzentriert, stehen bei *Rommelspacher*, im Sammelband von *Klärner* und *Kohlstruck* und z. T. auch wieder bei *Wahl* qualitative Interviewmethoden im Vordergrund; *Weins* und *Mäs* hingegen präsentieren Ergebnisse quantitativer Befragungsstudien. Empirische Studien durchzuführen setzt aber voraus, wie uns die einschlägigen Methodenlehrbücher vermitteln, dass das zu untersuchende Konzept in intersubjektiv nachvollziehbarer Weise spezifiziert wurde. Wenn aber keine einheitliche Vorstellung über das Konzept des Rechtsextremismus existiert, dann

lässt sich fragen, was die empirischen Studien tatsächlich untersuchen und welchen Wert im Sinne eines wissenschaftlich kumulativen Erkenntnisgewinns sie haben. Besonders deutlich wird diese Problematik des „Nebeneinanderher-Forschens“ mit Blick auf die Untersuchung fremdenfeindlicher und rechtsextremer Einstellungen einerseits und die Untersuchung rechtsextremer Aktivisten und Gewalttäter andererseits, also auf die Unterscheidung von Einstellung und Verhalten. Bevölkerungsrepräsentative, quantitative Befragungen zu fremdenfeindlichen Einstellungen sind zwar i. d. R. theoretisch gut fundiert (vgl. *Weins* oder *Mäs*), es ist aber ungewiss, was aus den Befunden folgt. Was wissen wir, wenn wir wissen, dass Ältere, niedrig Gebildete, konservativen Werten zustimmende oder politisch sich entfremdet fühlende Personen häufiger fremdenfeindlich eingestellt sind? Es lässt sich daraus kaum prognostizieren, wann und wo welche Formen rechtsextremer Übergriffe stattfinden werden. Umgekehrt zeigen die qualitativen Studien, die sich den Gewalttätern widmen, dass die Taten, die als rechtsextrem klassifiziert werden, häufig auch „nur“ Gewalttaten sind, d. h. ideologische Momente eine untergeordnete Rolle spielen. In dieser Situation fehlender Konvergenz erscheinen Ansätze furchtbar, die eine Synthese versprechen: *Birgit Rommelspacher* unternimmt beispielsweise den lobenswerten Versuch, beide Forschungsbereiche in Beziehung zueinander zu setzen und die Relation von „Rand“ und „Mitte“ genauer zu ergründen. Allerdings erscheint ihre Synthese zumindest empirisch noch unzureichend. Die zukünftige Forschung wird daher sehr viel stärker die Integration der verschiedenen qualitativen wie quantitativen, soziologischen und politikwissenschaftlichen, das Verhalten bzw. die Einstellungen in den Mittelpunkt rückenden Sichtweisen vorantreiben müssen. Vielversprechend scheint dabei ein Zugang, wie er – wiederum nur theoretisch – von *Weins* aufgezeigt wird: die Kontextvariation. Kontexte individuellen Handelns können sehr vielfältig sein. Bei *Weins* handelt es sich um Länder, denkbar sind aber auch sehr viel kleinere räumliche Einheiten (Städte, Landkreise usw.). In diesen mag es eine Art politischer Kultur geben, die sich über Einstellungsuntersuchungen sichtbar machen lässt. Im Sinne des Rational-Choice-Ansatzes bildet diese zusammen mit anderen relevanten Faktoren wie der Verfügbarkeit rechter Organisationen, rechter „Bewegungsunternehmer“ usw. eine Opportunitätsstruktur, innerhalb derer sich Handeln entfalten kann. Beispielhafte Schilderungen dieser lokalen Strukturen finden sich vor allem im Buch von *Klärner* und *Kohlstruck*. Die Analyse dieser relevanten Kontexte und deren Wechselwirkung mit individuellem Verhalten scheint ein wichtiger Bereich zukünftiger Forschung. Hier ist womöglich auch eine Verquickung qualitativer und quantitativer Ansätze denkbar.